



Die Psychologin und Sozialarbeiterin Raina Ruschmann hat mehrere Familien, eine davon hat sie auf abenteuerlichen Wegen erst suchen müssen.

ie Geburt von Raina Ruschmann blieb ein Geheimnis. Ihre junge Mutter, Studentin an der renommierten Columbia University in New York, ließ die Nachricht von der Enkeltochter wochenlang nicht bis zu den Großeltern nach Zürich dringen. Die Schweiz, die war in den 1960er Jahren schon ein Ort alpiner, hübscher Ordnung - aber auch biederer Engstirnigkeit. Ein uneheliches Kind im Hause Ruschmann. Als die Neuigkeit doch an das Tageslicht kam und Frau Ruschmann mit ihrer Tochter vor der Tür stand, da war Freude da, aber auch Furcht. "Die Großeltern haben sich so geniert", erzählt Ruschmann, "dass sie die Vorhänge zugezogen haben, um zu verstecken, dass hier ein Neugeborenes liegt." Und hinter den Vorhängen stand eine große Frage im Raum, die viele Jahre unbeantwortet blieb und die ein Vakuum in Ruschmann hinterließ, "eine Landschaft in der Seele, die leer ist, und die man nicht füllen kann". Über ihren leiblichen Vater hat Ruschmanns Mutter so gut wie nie ein Wort verloren.

Im Kaffeehaus, wo der Herbst die Gäste auf den gepolsterten Sitzen gemütlicher zusammenrücken lässt, blickt sich Ruschmann um und sagt, dass sie Wien einfach liebe. Eher ein familiärer Zufall ließ die Schweizerin in sehr jungen Jahren nach Österreich kommen, hier studierte sie schließlich, ist heute klinische und Gesundheitspsychologin, Sozialarbeiterin und leitet "samara", den Verein zur Prävention von (sexualisierter) Gewalt. Ruschmann hat gleich mehrere Familien, vier sind es mit der ihres Mannes. Die Suche nach ihrem leiblichen Vater, die Suche nach Bäumen, mit der die leere Landschaft bepflanzt werden könnte, war das Abenteuer, die Aufgabe ihres Erwachsenenlebens. Es sind traurige Momente, innige, herzliche, erfüllende und irrsinnig komische.

Erst elf Jahre alt war sie, als sie das Haus in Zürich systematisch nach Spuren ihres leiblichen Vaters absuchte. Die Vaterschaftsurkunde, die sie fand, fotografierte sie mit dem inneren Auge ab. Der spärliche Rest waren ein paar Fotografien. Ihre Mutter hatte in der Zwischenzeit geheiratet, einen Österreicher, der wie sie ebenfalls in den USA studierte. In dieser Ehe erhielt Raina Ruschmann keinen Raum. So kam sie in ein Internat nach Österreich – und zu der Familie des Stiefvaters. Rückblickend über diese Zeit sagt die Psychologin: "Sie haben ausgezeichnet für mich gesorgt." Sie baute ein inniges Verhältnis zu den beiden adoptierten Großeltern auf, die Jahrzehnte zuvor "mittelgroße Nazis" gewesen waren. Ruschmann wusste schon um ihre jüdischen Wurzeln, hörte nie auf, den österreichischen Großeltern Fragen zu stellen. Der Großvater wiederum mag sich von Ruschmann vielleicht die Absolution erhofft haben. Einmal erzählte er ihr, wie in Enns ein alter jüdischer Mann in einem Straßengraben zu Tode geprügelt wurde. War er beteiligt? Vielleicht. "Er hat mich so

angesehen", sagt sie, "als wollte er, dass ich ihn von der Schuld freispreche. Das steht mir einfach nicht zu. Auch wenn unser Verhältnis gut war."

Die Familie ihres Vaters trägt einen großen Namen. Guggenheim. "Aber der religiöse Strang, nicht der reiche Strang. Da wird scharf unterschieden." Nach dem Krebstod ihrer Mutter, Ruschmann war 33 Jahre alt, war da dieser Traum, der, wie sich im Nachhinein herausstellte, viele Wahrheiten enthielt. Sie träumte sich die andere Familie in ihr Gedächtnis. Und kurze Zeit später sah sie in Wien den alten Simon Wiesenthal auf einer Bank sitzen, der sie mit durchdringenden Blicken ansah. "Ich habe gewusst, ich muss jetzt etwas machen. Es ist mein jüdisches Erbe." Ruschmann stellte sich auf eine lange, mühselige Suche ein. Denn wo könnte er leben? USA? Oder in der Schweiz, wo er ja auch herstammte? Israel? Nun fiel ihre Suche mit dem Beginn des Internet-Zeitalters zusammen. Den Namen in Yahoo eingegeben und schon war er da, Dr. Guggenheim in Los Angeles. "Ich habe geschrien. Ich habe so geschrien."

Sie nahm Kontakt auf, und der Vater wiederum wusste sofort. wer ihn da anrief. Dann plötzlich sagte er, er müsse die Tochter sehen. So schnell wie möglich. In Jerusalem. "Wo sonst sollte ein religiöser Jude seine Tochter treffen?", fragt sie lachend. Das erste Treffen am Flughafen Ben Gurion verlief herzlich, jedenfalls die ersten zehn Minuten. "Er sagte zu mir: Ich habe Familie in Jerusalem. Wenn uns jemand sieht, werde ich sagen, du bist meine russische Sekretärin." Das war's, dachte sich Ruschmann empört. Das war's dann aber doch nicht. Vater und Tochter suchten sich zusammen, bauten eine Verbindung auf. Die ultra-orthodoxe Familie war nun um ein Familienmitglied reicher, wenn auch sehr viele Mitglieder, selbst Ruschmanns Geschwister, spät erfuhren, wer sie eigentlich war. Wenn sie zu Besuch in den USA war, war sie die entfernte, weltliche Verwandte des europäischen Familienzweigs. "Zu Pesach saßen wir am Familientisch und einer seiner Freunde fragte meinen Vater: "Wo hast du sie her?" In diesen Situationen war ich tausende Male."

Ihrer evangelischen Schweizer Familie war die neue Verbindung suspekt, hat der Vater doch die Mutter im Stich gelassen damals. Doch Ruschmann sagt: "Ich habe mich bewusst entschieden, mit niemandem zu brechen. Ich habe mir von allen Seiten nichts nehmen lassen." Ja, manchmal sei sie damit alleine gewesen. Doch es war ihr Weg. Diesen Zugang thematisiert sie auch in den Schulen, wenn sie ihre Workshops abhält. Auch dort hört sie die erstaunlichsten, bisweilen traurigsten Familiengeschichten. Ruschmanns eigene sollte eigentlich ein Buch werden. Es gäbe noch so viel zu erzählen. "Ja", sagt sie und nickt.